

als Mitglied in der Israelitischen Oberkirchenbehörde (seit 1912) dazu berufen, als „Schadchen“, das heißt als jüdischer Heiratsvermittler tätig zu sein. Eine gute Voraussetzung war dabei, dass er beruflich mit zahlreichen Personen und Firmen im In- und Ausland Kontakte pflegte und seine eigene Familie wie die Familie seiner Frau weitverzweigt war. Bei seiner Tätigkeit als Heiratsvermittler war es für ihn selbstverständlich, damit keinerlei geschäftliches Interesse zu verbinden. Er verschmähte jegliche Entlohnung, Geschenke oder auch nur Auslagenersatz. Unzählig viele Stunden verbrachte er mit Briefeschreiben und mit den Treffen der Familien und Interessenten.

Vor einigen Jahren konnte von einem israelischen Antiquar unter anderem ein „Copirbuch“ aus dem Nachlass von Sigfried Kahn erworben werden, in dem die Durchschläge seiner Geschäfts- und Privatkorrespondenz aus den Jahren 1911 bis 1921 erhalten waren. Mehrere hundert Briefe hat Rainer Redies zitiert, in denen Sigfried Kahn sich um den Aufbau von Liebesbeziehungen einsetzte, oft mit Erfolg, manchmal auch erfolglos. Die Briefe werden von Rainer Redies jeweils eingeleitet mit Angaben zu den Personen (soweit dies möglich war) und enthalten zahlreiche Informationen über jüdische Familien in ganz unterschiedlichen Orten. Bewegend sind in den sich anschließenden Briefen immer wieder die Charakterisierungen einzelner Personen zu lesen, beispielhaft hierzu der Titel des Buches („Sieghaft schön ...“). Die Briefe enthalten viele in der jüdischen Alltagssprache geläufige hebräische Begriffe und Wendungen, die in einem Glossar übersetzt werden. Über ein Personenregister werden die in den Briefen genannten Personen erfasst. Dass viele dieser Personen die Verfolgungen der NS-Zeit nicht überlebt haben, wirft – nach dem Geleitwort von Matthias Morgenstern – „einen dunklen Schatten auf das ansonsten an vielen Stellen so leicht und geradezu heiter zu lesende Buch“.

Joachim Hahn

„Hoffet mit Daheim auf fröhlichere Zeit“. Juden und Christen im Ersten Weltkrieg, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Laupheimer Gespräche 2013), Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2014. 205 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-8253-6304-8. € 16,-

Der Erste Weltkrieg war auch für das deutsch-jüdische Verhältnis von großer Bedeutung. Daher widmeten sich die Laupheimer Gespräche im Vorfeld des internationalen Gedenkens an den Ausbruch des Krieges vor 100 Jahren diesem wichtigen Thema auf regionaler Ebene.

Die jüdischen Deutschen, die weitgehend in ihr Land integriert waren, sahen ihre Teilnahme am Krieg als selbstverständlich an, begrüßten ihn sogar als willkommene Gelegenheit, ihre Loyalität und Ergebenheit für die deutsche Sache unter Beweis stellen zu können. Sie hofften, durch ihren Einsatz an der Front und in der Heimat endlich ihre Anerkennung als vollwertige Deutsche zu erlangen. Aber das Gegenteil war der Fall: Am Ende des Krieges und nach der Niederlage standen sie schlechter da als vorher. Mit der Entwicklung des deutsch-jüdischen Verhältnisses unter den Bedingungen der Kriegs- und der Nachkriegszeit befassen sich die sechs Beiträge des Bandes; sie nähern sich interdisziplinär und aus unterschiedlicher Perspektive ihrem Untersuchungsgegenstand.

Im einführenden Beitrag beschreibt Gerhard Hirschfeld (Stuttgart) das historische Erbe des Ersten Weltkriegs. Insbesondere fragt er nach dem Charakter des „Großen Kriegs“, nach den Ereignissen und Eigenschaften, die ihn als zukunftssträchtig auswiesen, und nimmt die spezifischen Bedingungen zwischen den beiden Weltkriegen in den Blick. Das wegweisende Moment des Krieges lag darin, dass dieser ein industrialisierter Massen- und Maschinenkrieg war, der seine eigene Gesetzmäßigkeit entwickelte. Mit seiner ungeheuren

Zahl an Opfern, harten Entbehrungen und massiven Zerstörungen blieb der Krieg in der Gesellschaft eingeebnet und verlängerte sich in der Nachkriegszeit als „Krieg in den Köpfen“. Für das deutsch-jüdische Verhältnis hatte dies zur Folge, dass der Antisemitismus der Kriegsjahre nach 1919 einen noch höheren Grad an Aggressivität und öffentlicher Wirksamkeit erreichte.

Einige allgemeine Charakteristika in der Geschichte der deutschen Juden und des Antisemitismus vor allem in Kriegszeiten hebt Christopher Jahn (Berlin) hervor. Patriotismus in Kriegszeiten, Wehrdienst, die Hoffnung auf vollständige Integration und darauf folgend verschärfte Feindschaft waren Erfahrungen, welche die deutschen Juden 1914 bis 1919 keineswegs zum ersten Mal machten. So gesehen stellte der Antisemitismus im Ersten Weltkrieg nur eine weitere Episode dar; erst durch die Ereignisse nach 1933 wurde er zur Wassertrennlinie.

Cornelia Hecht (Stuttgart) lenkt den Fokus auf die Kriegserfahrungen jüdischer Württemberger und Badener. Da der württembergische Landesverband des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ eine Umfrage unter den jüdischen Frontkämpfern durchführte, die 1926 veröffentlicht wurde, liegen detaillierte Informationen über den Einsatz der jüdischen Soldaten aus Württemberg und Hohenzollern vor. Etwa 1.700 jüdische Frontsoldaten nahmen am Ersten Weltkrieg teil. Sie gingen in ihrer Mehrzahl davon aus, dass sie durch Tapferkeit und besondere Leistungen im Krieg die Achtung und den Respekt ihrer nicht-jüdischen Kameraden gewinnen und durch ihr Verhalten dem Antisemitismus die Grundlage entziehen könnten. Dass diese Hoffnung nicht erfüllt wurde, stellte einen zentralen Aspekt der spezifischen jüdischen Kriegserfahrungen dar. Besonders bitter war die „Judenabzählung“ vom 1. November 1916, die in besonderer Weise die jüdischen Deutschen diskriminierte und ausgrenzte.

Unter den Kriegsbegeisterten des Jahres 1914 waren auch zahlreiche Künstler. Nicht wenige unter ihnen verbanden mit dem Krieg die Erwartung, dass die speziellen Kriegserfahrungen ihre Kunst inspirieren würden. Sie mussten jedoch bald realisieren, dass die schockierenden Erlebnisse eines modernen Vernichtungskriegs sich jeder künstlerischen Darstellung entzogen und seine „Helden“ anders aussahen als gedacht. Annegret Jürgens-Kirchhof (Berlin) zeigt an einer Reihe von Soldatenbildern, dass sich die Frage von Sieg und Niederlage nicht erst am Kriegsende stellte, sondern bereits im Verlauf des Krieges virulent wurde.

Ein Gruppenfoto der Abschlussklasse des Philosophen und Literaturkritikers Walter Benjamin, das wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg aufgenommen wurde, nahm Momme Brodersen (Palermo) zum Anlass einer intensiven Spurensuche. In seiner Untersuchung, die 2012 veröffentlicht wurde und deren Ergebnisse er vorstellte, geht Brodersen unter anderem den unterschiedlichen Motiven nach, welche die jungen Leute zu den Waffen eilen ließen. Dabei interessierten ihn auch Fragen wie: Welche unterschiedlichen Lehren zogen die ehemaligen Abiturienten aus ihren Kriegserfahrungen? Wie stellten sie sich zur Weimarer Republik, und wie gestaltete sich ihre berufliche und persönliche Zukunft?

Persönliche Erfahrungen bringt abschließend Guy Stein (Detroit) ein. Anhand literarischer Quellen, Selbstdarstellungen und der eigenen Familiengeschichte versucht er zu klären, wie die Spaltung der Gesellschaft in Kriegsbefürworter und Kriegsgegner entlang der konfessionellen Linie zwischen Juden und Christen verlief.

Den „Laupheimer Gesprächen“, die seit 2009 jährlich veranstaltet werden, gelang es wieder einmal, ein wichtiges Thema zur deutsch-jüdischen Geschichte multiperspektivisch

zu beleuchten und mit regionalen Untersuchungen anzureichern. Herausgekommen ist ein lesenswertes Buch, das zentrale Ergebnisse zum deutsch-jüdischen Verhältnis in entscheidenden Jahren auch für ein breiteres Publikum vermittelt. Nicole Bickhoff

Andreas HEDWIG / Dirk PETTER (Hg.), *Auslese der Starken – „Ausmerzung“ der Schwachen. Eugenik und NS-„Euthanasie“ im 20. Jahrhundert* (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg, Bd. 35), Marburg 2017. 335 S. ISBN 978-3-88964-220-2. € 29,-

Im Jahr 2015 veranstalteten Andreas Hedwig und Dirk Petter, beide damals am Hessischen Staatsarchiv Marburg tätig, gemeinsam mit der Gedenkstätte Hadamar des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, der Landeszentrale für politische Bildung Hessen und der Historischen Kommission für Hessen eine Tagung unter dem oben genannten Titel. Sie ergänzte die im selben Jahr in Marburg gezeigte und von Dirk Petter kuratierte Ausstellung zum Thema, die den gleichen Titel trug. Tagung und Ausstellung werden nun in dem vorliegenden Band dokumentiert. Als Anlass für das Aufgreifen des „schwierige[n] zeitgeschichtliche[n] Thema[s]“ (S.7) nennt Andreas Hedwig in der Einleitung den Zeitpunkt (70 Jahre nach Ende der NS-Diktatur), den trotz einer inzwischen umfangreichen Forschungsliteratur zur Thematik weiter bestehenden Forschungsbedarf und die heutige gesellschaftliche Relevanz: „Weiter dürfte nicht in Frage stehen, dass die Idee der Euthanasie eine auch heute noch wirksame, jedoch zum größten Teil unbewusst-latente Hintergrundfolie für die Fragen des Lebens mit Behinderungen beziehungsweise des Zusammenlebens mit behinderten Menschen abgibt“ (S.7).

Bereits der Titel von Tagung, Buch und Ausstellung deutet an, dass weitgehend ein klassisch gewordenes Narrativ präsentiert wird, nach dem Eugenik und „Euthanasie“ mit der Vernichtung „schwacher“ Erbanlagen bzw. als minderwertig eingestufte Menschen das gleiche Ziel verfolgt haben und daher als eine Einheit zu betrachten sind. Die Rassenhygiene erscheint somit als Vorgeschichte, die „Euthanasie“-Morde als „Exzesse“ nationalsozialistischer Ideologie. Insofern wirkt die Einteilung der Ausstellung, deren Exponate (Titelblätter oder selten einzelne Seiten publizierter Schriften, Fotografien, weitere archivalische Dokumentation: „graue Literatur“ ebenso wie Zeitungsausschnitte, Karteien oder Einzelakten) als eindrucksvolle Abbildungen im Sinne eines Katalogs das Buch ergänzen, konsequent: Allein drei Kapitel von sieben sind der Eugenik und Bevölkerungspolitik gewidmet – in drei aufeinanderfolgenden chronologischen Schritten, beginnend mit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, über die 1920er Jahre bis zur NS-Zeit. Im zentralen vierten Kapitel werden Zwangssterilisation und Patientenmorde als „Exzesse der Gewalt“ thematisiert, im fünften stehen vier regional bedeutsame Täterfiguren im Vordergrund: der Hygieniker Wilhelm Pfannenstiel sowie die Psychiater Ernst Kretschmer, Werner Villingner und Albrecht Langelüddeke. Der Titel dieser Sektion – „Mediziner im Dienst der NS-Rassenhygiene“ betont eine vermeintliche Dominanz des NS-Regimes gegenüber sich den Machtverhältnissen anpassenden und/oder der Ideologie des Regimes verpflichteten Ärzten, der man die neuere Sichtweise von Medizin/Wissenschaft und Politik als „Ressourcen füreinander“ nach Mitchell Ash (2002) entgegenstellen könnte. Doch die Sektion verweist über das Aufgreifen auch der Nachkriegskarrieren der vier Ärzte auf die beiden folgenden Kapitel, die die Zeit nach 1945 mit der Strafverfolgung der „Euthanasie“-Morde und dem Umgang mit dem Thema Zwangssterilisation und Patientenmord in den Blick nehmen. Die Stärke der Ausstellung, die vor allem in ihren der